



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Aufstieg und Niedergang eines römischen Kaiserhauses: Blutige Hofintrigen, die große Politik, atemberaubende Bauprojekte, die großen Eroberungszüge, nächtelange Orgien und exotische Gladiatorenkämpfe – das ist die Bühne, auf der Kaiser agieren, ihre Macht etablieren und das Imperium nach dem Zusammenbruch der Republik neu ordnen. Glänzend entlarvt Tom Holland zugleich manche Klischees von dekadenten römischen Herrschern und weiß doch das »Menschlich-Allzumenschliche« der politischen Akteure meisterhaft in Szene zu setzen: Tiberius, der große Feldherr, der sich verbittert auf Capri zurückzog, berüchtigt für seine perversen Neigungen, Caligula, ein Meister der Grausamkeit und Provokation, der sein Pferd zum Konsul machte, Nero, der sich als Künstler sah, einen Eunuchen heiratete und einen gigantischen Palast im Zentrum Roms bauen ließ. Wie nie zuvor ist dieses Kapitel der Weltgeschichte zu einer atemberaubenden Erzählung verdichtet worden.

**Tom Holland**, geboren 1968, studierte in Cambridge und Oxford Geschichte und Literaturwissenschaft. Er ist Bestsellerautor für Fiction und Historisches Buch. 2004 erhielt er den »Hessel-Tiltman Prize for History« für »Rubicon« und 2006 den »Runciman Award« der Anglo-Hellenic League für sein Buch »Persisches Feuer« (jeweils erschienen bei Klett-Cotta). Im Frühjahr 2024 wurde »PAX«, der abschließende dritte Band seiner meisterhaften Rom-Trilogie, veröffentlicht.

TOM  
HOLLAND  
DYNASTIE

GLANZ UND ELEND DER  
RÖMISCHEN KAISER  
VON AUGUSTUS BIS NERO

Aus dem Englischen von  
Susanne Held

Klett-Cotta

Hinweis für die Leser: Um die Lektüre und das Verständnis der Dynastie von Augustus bis Nero zu erleichtern, sei an dieser Stelle auf den *Stammbaum* der Julier und Claudier (Seite 508/509), auf die *Zeittafel* (Seite 452) und die *Dramatis Personae* (Seite 455) im Anhang verwiesen.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Dynasty: The Rise and Fall of the House of Caesar«

im Verlag Little, Brown Book Group, London 2015

© 2015 by Tom Holland

Für die deutsche Ausgabe

© 2016, 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Klett-Cotta

© Nach einer Übernahme von Little, Brown Book Group

Gesetzt von Eberl & Koesel Studio, Kempten

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98767-6

E-Book ISBN 978-3-608-10032-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Für Katy*

*»at simul heroum laudes et facta parentis iam legere . . .«*

*»Wenn du aber den Ruhm der Heroen und  
deines Vaters Taten nun lesen kannst . . .«*

Vergil, Eklogen 4,26–27

# INHALT

VORWORT .....	9
TEIL I PADRONE .....	27
1 WOLFSKINDER .....	28
Zeugung einer Supermacht .....	28
Das Große Spiel .....	36
Hoffnung auf einen Helden .....	43
2 ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT .....	54
»Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt« .....	54
Römischer Frühling .....	71
Die höchsten Spolien .....	88
The Godfather .....	105
3 DIE ERSCHÖPFUNG DER GRAUSAMKEIT .....	124
Back to the Basics .....	124
Familienstammbäume .....	138
Ars amandi – Die Liebeskunst .....	151
Herz der Finsternis .....	168
Cherchez la femme .....	187

TEIL II COSA NOSTRA .....	205
4 DER LETZTE RÖMER .....	206
Den Wolf bei den Ohren packen .....	206
Der Prinz des Volkes .....	224
Il Consigliere .....	244
Caprice .....	262
5 SOLLEN SIE MICH DOCH HASSEN .....	283
It's Showtime .....	283
Den Scherz zu weit getrieben .....	302
6 IO SATURNALIA! – EIN HOCH AUF DIE SATURNALIEN! .....	320
Der Herr des Hauses .....	320
Brot und Britannier .....	338
Kabale und Liebe .....	354
7 WELCH EIN KÜNSTLER! .....	371
Mamma Mia .....	371
Die ganze Welt ist meine Bühne .....	392
Die Verbrämung der Finsternis .....	415
Der Showdown .....	427
ANHANG .....	451
Zeittafel .....	452
Dramatis Personae .....	455
Anmerkungen .....	463
Liste der Karten .....	484
Bibliographie .....	485
Danksagungen .....	496
Personen- und Sachregister .....	497

## VORWORT

40 n. Chr. Das Jahr ist noch jung. Gaius Julius Caesar Augustus Germanicus sitzt auf einem hohen Podest am Meeresufer. Die Wellen branden gegen die Küste, Gischt erfüllt die Luft. Der Kaiser blickt hinaus aufs Meer. Zahlreiche römische Schiffe sind im Lauf der Jahre hier untergegangen. In den grauen Wassern, so heißt es, lauern fürchterliche Meeresmonster, und hinter dem Horizont liegt eine Insel, auf der es von wilden, schnauzbärtigen Kopfbjägern – den Britanniern – nur so wimmelt. Gefahren wie diese, die an den Rändern der zivilisierten Welt dräuen, stellen selbst noch für den kühnsten, entschlossensten Helden eine Herausforderung dar.

Doch die Geschichte des römischen Volkes war schon seit je von einer Aura des Sagenhaften umgeben. Die Römer arbeiteten sich aus verschwommener, provinzieller Dunkelheit zu Weltherrschern empor: eine in der Geschichte einzigartige Leistung. Aus sämtlichen Gefahren und Herausforderungen ging Rom siegreich hervor und war so für die Weltherrschaft gut gewappnet. Und nun, 792 Jahre nach der Gründung Roms, verfügt der Mann, der als Kaiser über dieses Reich herrscht, über eine Machtfülle, die derjenigen eines Gottes gleichkommt. Hinter ihm an diesem nördlichen Strand ist Reihe an Reihe die beste Streitmacht des Planeten aufgestellt: geharnischte Legionäre, Katapulte, Geschütze. Kaiser Gaius lässt seinen Blick über die Menge schweifen. Er erteilt einen Befehl, Fanfaren erschallen. Das Signal für den Kampf. Dann Schweigen. Der Kaiser hebt an zu sprechen. »Soldaten!«, ruft er. »Ich befehle euch, Muscheln aufzulesen. Füllt eure Helme und Kleider mit den Beutestücken des Ozeans.«<sup>1</sup> Und die Legionäre gehorchen dem Befehl ihres Kaisers und fangen an, Muscheln zu sammeln.

So jedenfalls wird es erzählt. Aber stimmt das? Lasen die Soldaten tatsächlich Muscheln auf? Und wenn ja – aus welchem Grund? Die Episode ist eine der

bekanntesten im Leben eines Mannes, dessen gesamte Laufbahn bis heute als Ausbund an Schändlichkeit gilt. Caligula, der Name, unter dem man Kaiser Gaius eher kennt, ist eine der wenigen Personen aus der Antike, die unter Pornographen ebenso bekannt ist wie unter Historikern. Die skandalösen Einzelheiten seiner Regierungszeit haben seit je lüsterne Faszination erregt. »So viel vom Kaiser Caligula – im Folgenden haben wir vom Scheusal zu sprechen.«<sup>2</sup> Das schrieb Gaius Suetonius Tranquillus, kurz Sueton, ein Gelehrter und Archivar im kaiserlichen Palast, der sich in seiner Freizeit als Biograph der Caesaren betätigte. Er verfasste die älteste heute noch existierende Vita des Caligula. Der Text entstand fast ein Jahrhundert nach dem Tod des Kaisers, und er listet ein wahrhaft sensationelles Aufgebot an Untaten und Perversionen auf. Er schloß mit seinen Schwestern! Er trat als Göttin Venus auf! Er hatte die Absicht, die höchste Magistratur Roms seinem Pferd zu verleihen! Vor dem Hintergrund solch abgründiger Schrulligkeiten verliert Caligulas Benehmen an der Kanalküste einen Gutteil seines Verblüffungspotentials. Sueton war jedenfalls um eine Erklärung für das Verhalten des Kaisers nicht verlegen: »Er war sowohl körperlich als auch seelisch krank.«<sup>3</sup>

Aber wenn Caligula krank war, dann galt das für Rom genauso. Die unumschränkte Macht über Leben und Tod, über die ein Kaiser gebot, wäre für frühere Generationen unvorstellbar gewesen. Fast ein Jahrhundert, bevor Caligula seine Legionen am Ufer des Ärmelkanals Stellung beziehen ließ und nach Britannien hinüberspähete, hatte sein Ururururgroßonkel Gaius Julius Caesar, besser bekannt als Julius Caesar, dasselbe getan – und den Ärmelkanal dann auch tatsächlich überquert. Die Leistungen des Julius Caesar waren spektakulärer als fast sämtliche Taten in der Geschichte seiner Stadt: Nicht genug damit, dass er zwei Mal in Britannien einmarschiert war, er hatte darüber hinaus auch Gallien, wie die Römer das heutige Frankreich nannten, auf Dauer annektiert. Allerdings hatte er als Bürger einer Republik gehandelt, einer Staatsform also, in der es schon fast als selbstverständlich galt, dass die einzige Alternative zur Freiheit der Tod ist. Als Julius Caesar diese Vorstellung einfach in Grund und Boden stampfte und Anspruch auf die Herrschaft über seine Mitbürger erhob, resultierte daraus erst ein Bürgerkrieg; und später, nachdem er seine internen Feinde ebenso vernichtet hatte wie zuvor die Gallier, Caesars Ermordung. Erst nach zwei weiteren mörderischen Phasen, in denen sich die Römer gegenseitig abschlachteten, konnte das Volk endlich befriedet werden. Die Unterwerfung unter die Herrschaft eines einzigen

Mannes hatte ihre Stadt und das von Rom beherrschte Reich vor der Selbstzerstörung gerettet – doch war die Kur ihrerseits eine Art Krankheit.

*Augustus* hatte sich ihr neuer Herr genannt, »Der göttlich Erhabene«. Der Großneffe von Julius Caesar war durch Blut gewatet, um die Herrschaft über Rom und das gesamte von Rom beherrschte Imperium zu erringen – und dann, nachdem er sich seiner Rivalen entledigt hatte, posierte er unverfroren als Friedensfürst. Augustus war ebenso clever wie skrupellos und ebenso geduldig wie entscheidungsfreudig. So schaffte er es, seine Vormachtstellung über Jahrzehnte hinweg zu behaupten und schließlich in seinem Bett zu sterben. Entscheidend dafür war seine Fähigkeit, mehr in Übereinstimmung mit den römischen Traditionen zu herrschen als in Absetzung von ihnen: Indem er nämlich vorgab, kein Alleinherrscher zu sein, ermöglichte er seinen Mitbürgern, sich vorzumachen, dass sie nach wie vor frei waren. Ein Schleier flirrender, raffinierter Subtilität war über die brutalen Umrisse seiner Dominanz gebreitet. Mit der Zeit wurde dieser Schleier allerdings zunehmend fadenscheinig. Beim Tod des Augustus im Jahr 14 n. Chr. trat klar zutage, dass die Befugnisse, die er im Lauf seiner langen, verlogenen Laufbahn angehäuft hatte, durchaus keine zeitlich begrenzten, sich aus Sachzwängen ergebenden Maßnahmen gewesen waren, dass sie vielmehr Werkzeuge der Macht waren, die nach einem Erben verlangten. Augustus wählte als Nachfolger einen Mann, der von Kindesbeinen an in seinem Haus gelebt hatte, einen Aristokraten namens Tiberius. Die zahlreichen Qualitäten des neuen Caesar – ein mustergültiger aristokratischer Stammbaum, eine Erfolgsgeschichte als Roms bester Feldherr – hatten eine geringere Rolle gespielt als der Umstand, dass er der adoptierte Sohn des Augustus war – und das war auch allen klar.

Tiberius, der sein Leben lang mit den Tugenden der verschwundenen Republik verheiratet blieb, war ein unglücklicher Monarch gewesen; Caligula hingegen, der ihm nach 23 Jahren als Herrscher nachfolgte, fühlte sich überhaupt nicht angefochten. Dass er die römische Welt weder aufgrund seines Alters noch seiner Erfahrungen, sondern lediglich als Urenkel des Augustus regierte, störte ihn nicht im Geringsten. »Die Natur schuf ihn, so meine ich, um zu zeigen, wie weit grenzenloses Laster in Verbindung mit grenzenloser Macht gehen kann.«<sup>4</sup> Die Worte stammen aus dem Nachruf, den der Philosoph Seneca, der Caligula gut kannte, über ihn verfasst hat. Das Urteil beschränkte sich allerdings nicht auf Caligula, sondern schloss auch Senecas Standesgenossen mit ein, die kriecherisch vor dem Kaiser gebuckelt hatten, und auf

das römische Volk insgesamt. Es war ein verkommenes Zeitalter: krank, lasterhaft, würdelos.

Jedenfalls sahen es viele so. Aber nicht jeder konnte dem zustimmen. Das von Augustus begründete Herrschaftssystem hätte keinen Bestand haben können, wenn es dem römischen Volk nicht das geschenkt hätte, wonach es nach Jahrzehnten des Bürgerkriegs so sehnlichst verlangte: Frieden und Ordnung. Die zahlreichen von Rom regierten Provinzen, die sich von der Nordsee bis zur Sahara, vom Atlantik bis zum Fruchtbaren Halbmond in Vorderasien erstreckten, profitierten ja auch durchaus vom Regime der Kaiser. Drei Jahrhunderte später, als klar wurde, dass während der Herrschaft des Augustus bereits ein anderer berühmter Herrscher geboren worden war, vermochte ein Bischof namens Eusebius in den Leistungen der Kaiser die lenkende Hand von Gott selbst zu sehen. »Es war nicht lediglich die Folge menschlichen Handelns«, so Eusebius, »dass der größte Teil der Welt genau zu dem Zeitpunkt unter römischer Herrschaft befriedet wurde, als Jesus zur Welt kam. Dass unser Herr und Heiland seine Mission ausgerechnet vor diesem Hintergrund zu erfüllen begann, ging zweifellos auf göttliches Wirken zurück. Denn wenn die Welt sich noch im Kriegszustand befunden hätte und nicht unter einer einzigen Regierung vereint gewesen wäre – wie viel schwieriger wäre es dann für die Apostel gewesen, das ganze Gebiet des Imperiums zu durchziehen und das Evangelium zu predigen.«<sup>5</sup>

Eusebius vermochte aus der zeitlichen Distanz heraus zu erkennen, wie erstaunlich die von Augustus und seinen Nachfolgern erbrachte Globalisierungsleistung gewesen war. Zwar wurde mit brutalen Methoden vorgegangen, doch die Ausdehnung der von römischen Waffen befriedeten Regionen war völlig beispiellos. Ein altes Sprichwort lautete: »Ein Geschenk annehmen heißt seine Freiheit verkaufen.« Rom zog Steuern von den eroberten Provinzen ein, doch der im Gegenzug garantierte Friede war nicht unbedingt zu verachten. Ob in den Außenbezirken der Hauptstadt selbst, die unter den Caesaren zur größten Stadt wurde, die die Welt je gesehen hatte, oder im Mittelmeerraum, der erstmals unter einer einzigen Macht vereint war, oder an den äußersten Enden eines Reichs, dessen Ausdehnung alles bisher Dagewesene übertraf – die *Pax Romana* war für Millionen Menschen ein Segen. Die Bewohner der Provinzen hatten allen Grund, dankbar zu sein. »Er säuberte das Meer von Piraten und füllte es mit Handelsschiffen.« Das schrieb ein begeisterter Jude aus Alexandria, der bedeutenden ägyptischen Metropole, in einer Lobschrift auf Augustus.

»Er brachte jeder Stadt Freiheit, führte Ordnung ein, wo zuvor Chaos geherrscht hatte, und zivilisierte wilde Völker.«<sup>6</sup> Ähnliche Lobeshymnen hätte man an Tiberius und Caligula richten können, was auch tatsächlich geschah. Die Verworfenheit, für die beide Männer später so verschrien waren, hatte auf die Welt insgesamt so gut wie keinen Einfluss. In den Provinzen spielte es kaum eine Rolle, wer als Kaiser herrschte – solange nur das Zentrum stabil blieb.

Dennoch war der Caesar selbst in den entferntesten Regionen des Imperiums ständig präsent. Wie konnte es anders sein? »Nichts auf dieser Welt entzieht sich seinem wachsamen Auge.«<sup>7</sup> Das war natürlich eine Übertreibung, brachte aber zugleich jene Mischung aus Furcht und Ehrfurcht zum Ausdruck, die ein Kaiser bei seinen Untertanen unweigerlich hervorrief. Er allein hatte die Kontrolle über das Gewaltmonopol Roms: über die Legionen ebenso wie über den gesamten bedrohlichen Apparat der Statthalterschaften in den Provinzen, die sicherstellten, dass Steuern gezahlt, Aufrehrer abgeschlachtet und Übeltäter wilden Tieren vorgeworfen oder ans Kreuz geschlagen wurden. Um die Furcht vor seiner schrankenlosen Macht auf der ganzen Welt zu verbreiten, musste ein Kaiser gar nicht überall selbst seine Hand im Spiel haben. Es genügte, auf subtilere Weise Präsenz zu zeigen. Kein Wunder also, dass Caesars Antlitz für Millionen seiner Untertanen zum Gesicht Roms wurde. Kaum eine Stadt, die nicht stolz mit einem Kaiserbildnis aufwarten konnte: sei es mit einer Statue, einer Porträtbüste oder einem Fries. Und selbst in der hintersten Provinz war Caesars Profil jedem vertraut, der mit Geld umging. Dabei war es vormals gar nicht üblich gewesen, einen noch lebenden Römer auf Münzen abzubilden.\* Sobald Augustus jedoch die Weltherrschaft errungen hatte, tauchte sein Konterfei überall auf den Münzen auf, ob aus Gold, Silber oder Bronze. »Wessen Bild und Aufschrift ist das?« Selbst ein Wanderprediger in den unzivilisierten Gebieten Galiläas, der eine Münze hochhielt und die Frage stellte, wessen Gesicht darauf abgebildet war, konnte sicher sein, die Antwort »Des Kaisers« zu erhalten.<sup>8</sup>

Nicht umsonst waren der Charakter eines Kaisers, seine Leistungen, seine Beziehungen, seine Eigenheiten und Schwächen für seine Untertanen Gegenstand höchster Faszination. »Euer Schicksal ist es, zu leben wie auf einer Bühne, und Euer Publikum ist die ganze Welt.«<sup>9</sup> So lautete die Warnung, die ein römi-

\* Die früheste Darstellung eines Lebenden auf einer römischen Münze war wohl diejenige von Julius Caesar. Diese Münzen wurden im Jahr 44 v. Chr. geprägt – nicht zufällig in eben dem Jahr, in dem er ermordet wurde.

scher Historiker dem Maecenas zuschrieb, einem Mann, dem Augustus besonders vertraute. Ob dieser Satz tatsächlich von Maecenas stammt, sei dahingestellt – jedenfalls macht er deutlich, in welchem Maße das Auftreten seines Herrn von Theatralik geprägt war. Augustus selbst soll, so berichtet Sueton, seine Freunde auf dem Sterbebett gefragt haben, ob er die Komödie des Lebens bis zum Ende gut gespielt habe; und nachdem ihm das bestätigt wurde, bat er nun, da er von der Bühne abtrat – um ihren Beifall. Ein guter Kaiser hatte keine andere Wahl, als auch ein guter Schauspieler zu sein – und das galt auch für alle anderen, die in dem Drama mitwirkten. Caesar stand ja nie allein auf der Bühne. Seine potentiellen Nachfolger waren allein deshalb Figuren des öffentlichen Interesses, weil sie mit ihm verwandt waren. Selbst die Ehefrau, die Nichte oder die Enkelin eines Kaisers hatte die ihr zugedachte Rolle zu spielen. Wenn ihr das nicht gelang, musste sie einen schrecklichen Preis bezahlen, aber wenn sie es gut machte, konnte es sein, dass ihr Gesicht am Ende neben dem des Kaisers auf Münzen erschien. Nie zuvor in der Geschichte hatte eine Familie so stark im Rampenlicht der Öffentlichkeit gestanden wie diejenige des Augustus. Die Moden und Frisuren ihrer bedeutendsten Mitglieder wurden in allen Einzelheiten von den Bildhauern im gesamten Imperium reproduziert und gaben von Syrien bis Spanien Trends vor. Ihre Taten wurden mit spektakulären, prunkvollen Denkmälern gefeiert, ihre Skandale eifrig von Hafen zu Hafen weitererzählt. Propaganda und Klatsch schaukelten sich gegenseitig hoch und verliehen der Dynastie des Augustus eine Berühmtheit, die erstmals in der Geschichte der Menschheit Kontinente überspannte.

Aber inwieweit entsprachen die in protzigen Marmor gehauenen Ruhmesstatuen und die Gerüchte, die auf Marktplätzen und in Kneipen hinter vorgehaltener Hand weitererzählt wurden, dem, was im Palast des Caesar tatsächlich geschah? Als Sueton seine Kaiserviten verfasste, konnte er sich über einen Mangel an verfügbarem Material nicht beklagen: Es reichte von offiziellen Inschriften bis hin zu verworrenem Klatsch. Wer jedoch tiefer schürfte und verstehen wollte, was Augustus und seine Nachfolger tatsächlich umtrieb, stieß im Herzen der Geschichte dieser Dynastie auf eine Finsternis, die aller Bemühungen spottete und sich ihnen widersetzte. In den Tagen der Republik wurden die Angelegenheiten des Staates noch öffentlich debattiert, und die Ansprachen von Roms führenden Politikern wurden schriftlich festgehalten, auf dass sie von den Historikern studiert werden konnten. Aber das änderte sich mit der Machtübernahme des Augustus grundlegend. Denn »von nun an

geschah das Meiste im Verborgenen, ohne dass darüber noch offen gesprochen wurde«. <sup>10</sup> Die alten Rhythmen des politischen Jahres, der jährliche Zyklus von Wahlen und Magistraturen, der einst, in den Tagen der Republik, ehrgeizigen Römern eine echte Möglichkeit geboten hatte, das Schicksal ihrer Stadt zu beeinflussen, war zwar beibehalten worden, verkam aber zu einem unbedeutenden Nebenschauplatz. Das Schaltzentrum der Macht lag nun woanders. Die Regierungsgeschäfte spielten sich nicht mehr in den Versammlungen der Großen und Guten ab, sondern in Privatgemächern. Worte, die eine Frau einem Kaiser ins Ohr flüsterte, oder ein Dokument, das ihm heimlich von einem Sklaven zugeschoben wurde: Beides vermochte größeren Einfluss auszuüben als die eindringlichste öffentliche Ansprache. Was das für die Biographen der Caesaren bedeutete, war ebenso betrüblich wie unausweichlich: »So unsicher bleibt gerade das Wichtigste, da die einen das, was sie irgendwo gehört haben, für sicher halten, die anderen aber das, was wahr ist, ins Gegenteil verkehren, und beides dann im Laufe der Zeit an Glauben gewinnt.« <sup>11</sup>

Der Geschichtsschreiber, aus dessen Feder diese Warnung stammt, war ein Zeitgenosse Suetons, im Gegensatz zu ihm aber auch ein begnadeter Pathologe der Autokratie – möglicherweise der größte, der je gelebt hat. Cornelius Tacitus konnte sich auf genaue Kenntnis der Funktionsmechanismen Roms und seines Imperiums stützen. Im Laufe seiner glänzenden Karriere brachte er es als Gerichtsredner zu Ansehen, diente als Statthalter in den Provinzen und bekleidete die höchsten Ämter, die ein Bürger anstreben konnte. Allerdings legte er dabei einen ebenso schlaunen wie unrühmlichen Überlebensinstinkt an den Tag. Die Dynastie, die in Rom herrschte, als Tacitus das Erwachsenenalter erreichte, war nicht mehr die des Augustus – diese war im Jahr 68 n. Chr. mit Neros Tod in einer Woge von Blut untergegangen –, stand der alten jedoch an mörderischem Potential in nichts nach. Statt seine Einstellung öffentlich kundzutun, beschloss Tacitus, den Kopf einzuziehen und wegzuschauen. Doch die Unterlassungssünden, derer er sich mitschuldig fühlte, lasteten offenbar schwer auf seinem Gewissen. Je mehr Abstand er zum öffentlichen Leben gewann, desto zwanghafter bemühte er sich darum, die Niederungen des Regierungssystems auszuloten, unter dem er leben musste, und seine Entwicklung nachzuvollziehen. Zunächst berichtete er von den Ereignissen, die sich seit seiner Jugend abgespielt hatten; dann, in seinem letzten, bedeutendsten Werk, einer historischen Abhandlung, die seit dem 16. Jahrhundert als die *Annalen* bezeichnet wird, wandte er seinen Blick zurück auf die Dynastie des

Augustus. Tacitus beschloss, Augustus und dessen verhängnisvolle Vormachtstellung auf indirekte Weise zu analysieren, indem er sich nicht auf den Mann selbst, sondern vielmehr auf dessen Nachfolger konzentrierte. Vier Caesaren rückten daher nacheinander in das Zentrum der Aufmerksamkeit: zuerst Tiberius, dann Caligula, dann Caligulas Onkel Claudius, und schließlich, als letzter Herrscher aus dieser Dynastie, Nero, der Urenkel des Augustus. Sein Tod war das Ende des gesamten Geschlechts. Wieder und wieder hatte sich die Zugehörigkeit zur kaiserlichen Familie als tödlich erwiesen. Im Jahr 68 war nicht ein einziger Nachfahr des Augustus mehr am Leben. So sah das Gesetz der Geschichte aus, die Tacitus erzählen musste.

Aber es ging um mehr als nur um den Inhalt der Geschichte: Die eigentliche Herausforderung bestand darin, sie überhaupt zu erzählen. Mit ätzender Schärfe formuliert Tacitus im ersten Abschnitt der *Annalen* das Problem: »Die Geschichte des Tiberius, Gaius, Claudius und Neros ist zu deren Lebzeiten aus Furcht in falschem Licht geschildert worden, und nach ihrem Ableben erzählte man sie unter dem Einfluss von schwelender Verbitterung im Lichte der Gehässigkeit.«<sup>12</sup> Hier war sorgfältigste Recherche und die Objektivität des Wissenschaftlers gefordert. Bei seiner Analyse der offiziellen Aufzeichnungen aus der Regierungszeit der einzelnen Kaiser ging Tacitus äußerst gewissenhaft vor, achtete aber zugleich darauf, diese Zeugnisse nie für bare Münze zu nehmen.\* Unter den Caesaren waren Worte zu einer heimtückischen, schwer fassbaren Angelegenheit geworden, bei der man leicht ins Schlingern geriet. »In Wahrheit waren jene Zeiten durch Schmeichelei vergiftet und entwürdigt.«<sup>13</sup> Dieses kalt-trostlose Urteil, das ja auf persönlicher Erfahrung beruhte, hatte zur Folge, dass die bittere Skepsis des Tacitus letztlich alles zersetzte, womit er in Berührung kam. In den *Annalen* ist jeder Caesar, der behauptet, einzig und allein den Interessen des römischen Volkes zu dienen, ein Heuchler; jeder Versuch, den Traditionen der Stadt treu zu bleiben, ist nur Lug und Trug; jede schön klingende Empfindung eine Lüge. Roms Geschichte wird als terrorgeschüttelter, blutgetränkter Alptraum dargestellt, aus dem es für die Bürger kein Erwachen gab. Es ist das Portrait einer Despotie, in dem sich viele spätere Generationen,

---

\* Kürzlich wurde in Spanien ein unter Tiberius veröffentlichter Erlass entdeckt, der ein faszinierendes Licht auf die Vorgehensweise des Tacitus wirft. Zweifellos kannte Tacitus den Wortlaut des Textes sehr genau, ihm war aber auch vollständig bewusst, in welchem Maße die Formulierungen nicht die Wahrheit wiedergaben, sondern vielmehr das, was die Verfasser als Wahrheit verstanden haben wollten.

die erleben mussten, wie ihre eigenen Freiheiten schwanden, unmittelbar wiedererkannten. Wo auch immer eine Tyrannei auf die Ruinen eines zuvor bestehenden freien Regierungssystems gepflanzt wurde, und wann immer fadenscheinige Parolen benutzt wurden, um staatlich sanktionierte Verbrechen zu maskieren, wurde die Erinnerung daran lebendig. Bis heute ist die augusteische Dynastie ein Sinnbild für despotische Machtausübung.

Kein Wunder also, dass sie noch immer in der Vorstellung der Menschen herumgeistert. Wer an das Rom der Kaiserzeit denkt, dem kommt vermutlich die Stadt der ersten Caesaren in den Sinn. Kein anderes Zeitalter der Antike kann mit einer derart verstörenden und zugleich faszinierenden Galerie illustrierter Charaktere aufwarten. Ihr greller Zauber hat sie zu Archetypen sich bekämpfender, mörderischer Dynasten gemacht. Ungeheuer, wie sie uns bei Tacitus und Sueton begegnen, scheinen Fantasy-Romanen und -Fernsehserien entsprungen zu sein: Tiberius, düster und paranoid, der die Angewohnheit hatte, sich im Swimmingpool von kleinen Jungen die Hoden lecken zu lassen; Caligula, der bedauerte, nicht dem gesamten römischen Volk mit einem einzigen Hieb den Nacken durchhauen zu können; Agrippina die Jüngere, die Mutter Neros, die alle Mittel einsetzte, um ihren Sohn, der sie dann später umbrachte, an die Macht zu bringen; und Nero selbst, der seine schwangere Frau mit Fußtritten tötete, einen Eunuchen heiratete und einen Vergnügungspalast im Zentrum Roms errichtete, für den zuvor durch einen Großbrand Platz geschaffen worden war. All jenen, die Storys erfinden und sie durch Gift und exotisch-krasse Perversionen aufpeppen wollen, bietet die Geschichte der Caesaren praktisch alles. Mörderische Matriarchinnen, inzestuöse Powerpaare, geknechtete Beta-Männchen, denen letztlich dann doch eine Machtposition zufällt, von der aus sie über Leben und Tod entscheiden können: All diese Motive aus gegenwärtig beliebten Fernsehserien finden sich in den historischen Quellen jener Zeit. Mehr als jede andere vergleichbare Dynastie sind und bleiben die ersten Caesaren ein Begriff. Die Faszination, die von ihnen ausgeht, ist ungebrochen.

Für Historiker, die auf diese Epoche spezialisiert sind, bringt das alles zweifellos auch eine gewisse Verlegenheit mit sich. Gerade weil sie so melodramatisch sind, haben Geschichten von Gift und Sittenlosigkeit die Tendenz, Wissenschaftlern Unbehagen zu bereiten. Je sensationeller eine Geschichte ist, desto weniger plausibel wirkt sie auch. Ob die Behauptungen über die Julio-Claudier – wie die Dynastie des Augustus üblicherweise in der Geschichtswis-

senschaft genannt wird – tatsächlich zutreffen, wurde aus diesem Grund auch immer wieder bezweifelt. War Caligula wirklich so wahnsinnig, wie Sueton und andere antike Autoren behaupten? Vielleicht erscheinen seine extravaganten Aktionen nur deshalb so verrückt, weil sie im Laufe ihrer Überlieferung verzerrt wurden? Wäre es beispielsweise nicht denkbar, dass es für seinen scheinbar irrsinnigen Befehl, Muscheln zu sammeln, eine absolut nachvollziehbare, rationale Erklärung gab? Viele Fachleute haben etwas in dieser Richtung vorgeschlagen, und im Laufe der Jahre wurden zahlreiche Theorien aufgestellt. Vielleicht hatte es eine Meuterei gegeben (nicht dass irgendeine Quelle etwas dergleichen erwähnen würde), und Caligula wollte seine Soldaten bestrafen, indem er ihnen einen erniedrigenden Auftrag erteilte? Oder vielleicht wollte er, dass sie nach Perlen suchten, und wenn sie keine fanden, nach Muscheln, die er dann als Schmuckelement in Wasserspielen verwenden konnte? Oder vielleicht wollte Caligula mit *concha*, dem lateinischen Wort für »Muschel«, etwas ganz anderes bezeichnen: eine Art Boot, oder womöglich sogar die Geschlechtsteile einer Hure? Keine dieser Hypothesen ist gänzlich auszuschließen; keine ist definitiv belegbar. Wie ein lebhafter Traum scheint die Episode von einer abgründigen Logik durchwirkt zu sein, von einer Bedeutung, welche sich all unseren Bemühungen, sie zu verstehen, letztlich immer wieder entzieht. Aber gerade in der Alten Geschichte müssen wir uns manchmal damit abfinden, dass es Dinge gibt, die wir nie mit letzter Sicherheit verstehen werden.

Das muss kein Grund zur Verzweiflung sein. Bekannte Unbekannte sind für denjenigen, der sich mit den ersten Caesaren befasst, keineswegs wertlos. Die Frage, was Caligula an jenem gallischen Strand tatsächlich umgetrieben hat, wird nie endgültig beantwortet werden können, aber eines wissen wir immerhin sicher: Römische Historiker waren der Ansicht, diese Episode bedürfe keiner besonderen Erklärung. Für sie war ausgemacht, dass der Befehl, Muscheln zu sammeln, typisch war für einen bösen, verrückten Kaiser. Die Geschichten, die über Caligula erzählt wurden – dass er die Götter beleidigte, dass Grausamkeit ihm Vergnügen bereitete, dass er sich in allen möglichen sexuellen Perversionen erging –, betrafen ja nicht nur ihn. Vielmehr waren sie Teil einer allgemeinen Gerüchteküche, in der es immer besonders heftig brodelte, wenn ein Caesar gegen die Gepflogenheiten seiner Zeit verstieß. »Lassen wir solche Missgestalten im Abgrund ihrer Schande liegen«:<sup>14</sup> Diese grimmige Ermahnung, vorgebracht von einem Mann, der während der Regierungszeit des Tibe-

rius eine Sammlung von *Exempla* – Lehrstücke über mehr oder weniger vorbildliche Personen und Taten – verfasste, stieß bei den meisten seiner Mitbürger auf taube Ohren. Dafür hatten sie viel zu viel Freude an Klatschgeschichten. Die Anekdoten, die über die kaiserliche Dynastie im Umlauf sind, spiegeln die tiefsten Vorurteile und Ängste derer wider, die sie weitererzählten, und sie versetzen uns mitten hinein in die römische Seele. Daher darf sich eine Untersuchung der augusteischen Dynastie nie auf deren Mitglieder beschränken, sondern muss immer auch das römische Volk mit einbeziehen.

Eine erzählende Darstellung der gesamten julisch-claudischen Ära eröffnet somit am ehesten einen Mittelweg zwischen Skylla und Charybdis, zwischen passiver Gutgläubigkeit und einem allzu muskelbepackten Skeptizismus. Natürlich sollte man nicht alle Geschichten glauben, die über die ersten Caesaren erzählt werden. Andererseits bieten uns viele Geschichten einen Zugang zu dem, was sie sehr wahrscheinlich inspirierte. Anekdoten, die für sich genommen völlig verstiegen wirken, ergeben im Kontext einer Erzählung häufig Sinn. Die Evolution der Autokratie in Rom war ein langwieriger, von vielen Zufällen beeinflusster Prozess. Augustus wird zwar von Historikern als erster Kaiser der Stadt eingestuft, doch er wurde nie offiziell als Monarch eingesetzt. Stattdessen herrschte er aufgrund von Rechten und Ehren, die ihm Stück für Stück zuerkannt wurden. Nie gab es ein offizielles Verfahren zur Regelung der Nachfolge, und aus diesem Grund blieb jedem Kaiser, wenn er an die Macht kam, kaum etwas anderes übrig, als die Grenzen seines Handlungsspielraums auszutesten. Infolgedessen stellt die Herrschaft der Julio-Claudier auch einen langen, fortwährenden Prozess des Experimentierens dar. Daher habe ich beschlossen, in diesem Buch die gesamte Geschichte der Dynastie nachzuzeichnen, von ihrer Gründung bis zu ihrem blutigen Ende. Die Regentschaft der einzelnen Kaiser sollte nicht isoliert betrachtet werden; sie erschließt sich einem erst im Zusammenhang mit den Ereignissen, die ihr vorausgingen, und denen, die ihr folgten.

Und das gilt umso mehr, als die Untersuchung jener Zeit – der Alten Geschichte an sich – mitunter an die Schwierigkeiten mit alten Autoradios erinnert, bei denen die verschiedenen Sender streckenweise deutlicher und dann wieder überhaupt nicht zu empfangen waren. So wäre es beispielsweise sicher äußerst aufschlussreich, wenn wir von Tacitus eine Darstellung dessen hätten, was an jenem Strand am Ärmelkanal geschehen ist – aber das ist leider nicht der Fall. Alles, was die *Annalen* über die Jahre zwischen dem Tod des Tiberius

und der Halbzeit der Regentschaft des Claudius zu erzählen hatten, ist verloren gegangen. Dass Caligula, jenes Mitglied der Dynastie mit dem übelsten Ruf, auch derjenige Julio-Claudier ist, für dessen Regentschaft die Quellen am lückenhaftesten sind, ist mit großer Wahrscheinlichkeit kein Zufall. Man könnte meinen, dass nach zweitausend Jahren alles über diese Ära erzählt worden ist und nichts mehr zu berichten bleibt, doch das trifft durchaus nicht zu. Wenn wir uns mit Alter Geschichte befassen, müssen wir eingestehen, was wir nicht wissen, aber ebenso wichtig ist es, weiterhin zu versuchen, so viel wie möglich herauszubekommen. Der Leser möge sich darüber im Klaren sein, dass ein Großteil der in diesem Buch erzählten Geschichte stürmische Untiefen überspannt – genau wie jene Pontonbrücke, die Caligula einst zwischen zwei Landzungen im Golf von Neapel errichten ließ. Kontroversen und Meinungsverschiedenheiten sind auf diesem Forschungsgebiet weit verbreitet. Doch genau das macht natürlich auch seine Faszination aus. In den letzten Jahrzehnten haben Umfang und Vitalität der Forschung zu den Julio-Claudiern unser Verständnis ihrer Zeit revolutioniert. Wenn es diesem Buch gelingt, seinen Lesern auch nur eine Ahnung davon zu vermitteln, wie spannend die Auseinandersetzung mit der ersten Kaiserdynastie Roms ist, dann hat es sein Ziel nicht verfehlt. Diese ersten Beispiele und Inbegriffe von Tyrannei im Abendland können auch zwei Jahrtausende später noch ebenso sehr belehren wie aufwühlen.

»Nichts ist düsterer als jene Fackeln, die nicht zulassen, dass wir die Dunkelheit durchdringen, sondern die Dunkelheit lediglich als solche erkennbar machen.«<sup>15</sup> Das schrieb Seneca kurz vor seinem Tod im Jahr 65 n. Chr., kurz nachdem er auf einer Reise entlang des Golfs von Neapel eine Abkürzung durch einen finsternen, staubigen Tunnel genommen hatte. »Nichts ist länger und dunkler als jener Kerker.« Als jemand, der viele Jahre damit zugebracht hatte, den Hof der Caesaren zu beobachten, kannte sich Seneca mit Dunkelheit aus. Caligula, der ihm seine Brillanz neidete, konnte gerade noch davon abgehalten werden, ihn töten zu lassen; Claudius, empört über Senecas ehebrecherische Affäre mit einer der Schwestern des Caligula, hatte ihn nach Korsika verbannt; und als Agrippina die Jüngere nach jemandem Ausschau hielt, der die lasterhaften Neigungen ihres Sohnes in Zaum hielt, engagierte sie ihn als Neros Erzieher. Seneca, der dann am Ende von seinem früheren Schüler gezwungen wurde, sich die Pulsadern aufzuschlitzen, machte sich keinerlei Illusionen über die Natur des Regimes, dem er diente. Selbst der Friede, den es der

Welt gebracht hatte, gründete sich ihm zufolge letztlich auf nichts anderem als auf der »Erschöpfung der Grausamkeit«.16 Von Anfang an hatte Herrscherwillkür zum Wesen der neuen Ordnung gehört.

Doch was Seneca verabscheute, bewunderte er gleichzeitig. Seine Verachtung für die Macht hielt ihn nicht davon ab, von ihr zu profitieren. Die Dunkelheit Roms glänzte golden. Zweitausend Jahre später können auch wir im Rückblick auf Augustus und seine Erben in dieser Mischung aus Tyrannei und Triumph, Sadismus und Glamour, Machtgier und Ruhm eine goldene Leuchtkraft wahrnehmen, die keine Dynastie seither mehr erreicht hat.

»Caesar ist der Staat.«17

Wie es dazu kam – das ist eine Geschichte, die in den vergangenen zweitausend Jahren nichts von ihrem bemerkenswerten, fesselnden, lehrreichen Charakter verloren hat.

*Beschützt, bewahrt und behütet diese Staatsordnung, diesen Frieden und diesen Princeps, und nachdem er möglichst lange seine irdische Stellung gehalten hat, schenkt ihm möglichst spät Nachfolger, aber solche, deren Schultern ebenso stark sind, die Last eines Weltreichs zu tragen, wie wir es bei ihm erlebt haben.*

Velleius Paterculus (ca. 20 v. Chr. – ca. 31 n. Chr.)

*Der Makel der Schandtaten, die diese Männer in alten Zeiten begangen haben,  
Wird in den Geschichtsbüchern niemals verblassen.  
Bis ans Ende der Zeit  
Wird man die abscheulichen Taten des Hauses der Caesaren verurteilen.*

Claudian (ca. 370–404 n. Chr.)

TEIL I  
PADRONE

## WOLFSKINDER

*Zeugung einer Supermacht*

Die Geschichte Roms beginnt mit einer Vergewaltigung. Eine Prinzessin, eine geweihte Jungfrau, wird überrascht und missbraucht. Von dem fatalen Zwischenfall gibt es unterschiedliche Darstellungen. Einige sagen, es sei geschehen, während sie schlief und von einem Mann wundersamer Schönheit träumte, der sie zu einer dunklen Stelle am Flussufer führte und dort verloren und allein zurückließ. Andere behaupten, sie sei während eines Gewitters heimgesucht worden, als sie in einem heiligen Hain Wasser schöpfte. Eine Geschichte weiß sogar von einem mysteriösen Phallus, welcher der Asche der königlichen Feuerstelle entsprang und nicht die Prinzessin, sondern ihre Sklavin nahm. Immerhin sind sich alle bezüglich der daraus resultierenden Schwangerschaft einig; und die meisten – abgesehen von einigen wenigen miesepetrigen Revisionisten – bezweifeln nicht, dass der Vergewaltiger ein Gott gewesen sein muss.\* Mars, der Blutvergießer, hatte seinen Samen in einen sterblichen Schoß gepflanzt.

Die Folge war die Geburt zweier göttergleicher Knaben. Diese Zwillinge, Ergebnis der Schändung ihrer Mutter, waren noch kaum auf der Welt, da wurden sie auch schon in den nahen Fluss Tiber geworfen. Doch noch hatte es mit den Wundern nicht sein Bewenden. Der Korb mit den beiden Babys wurde von den Fluten des Flusses mitgenommen und dann am Fuß eines steilen Abhangs, der den Namen Palatin trug, an Land gespült. Dort, in der Mündung

---

\* Zwei Historiker, Markus Oktavius und Licinius Macer, behaupteten, der Vergewaltiger sei der Onkel des Mädchens gewesen, der anschließend, »um das Ergebnis seines frevelhaften Tuns zu verbergen«, seine Nichte umbrachte und die neugeborenen Zwillinge an den Schweinehirten übergab.

einer Grotte, unter einem Feigenbaum, von dessen überbordenden Ästen reife Früchte niederfielen, entdeckte eine Wölfin die Zwillinge; und anstatt sie zu verschlingen, leckte die Wölfin sie sauber und bot den hungrigen Mäulchen der Kleinen ihre Zitzen an. Ein Schweinehirt wurde Zeuge der wundersamen Szene. Er kletterte den Abhang des Palatins hinunter und rettete die Jungen. Die Wölfin machte sich davon. Die beiden geretteten Jungen erhielten die Namen Remus und Romulus, und sie wuchsen zu einzigartigen Kriegeren heran. Einige Jahre später sah Romulus vom Gipfel des Palatin zwölf Adler: ein sicheres Zeichen der Götter, dass er dort auf dem Hügel die Stadt gründen sollte, die für alle Zeiten seinen Namen tragen würde. Er war der Erste, der als König über Rom herrschte.

Das war jedenfalls die Geschichte, die Jahrhunderte später vom römischen Volk erzählt wurde, um die Ursprünge Roms und das einfach wundersame Ausmaß seiner kriegerischen Erfolge zu erklären. Wenn Nicht-Römer diese Geschichte hörten, dann fanden sie sie mit Sicherheit nur allzu einleuchtend. Dass Romulus von Mars, dem Gott des Krieges, gezeugt und von einer Wölfin gesäugt wurde, erklärte denjenigen, die mit seinen Nachfahren in empfindlich unmittelbaren Kontakt kamen, vieles über den Charakter der Römer.<sup>1</sup> Sogar ein Volk wie die Makedonier, die unter Alexander dem Großen selbst ein riesiges Reich erobert hatten, das sich fast bis zum Aufgang der Sonne erstreckte, wussten, dass die Römer ein Menschenschlag waren, der sich deutlich von anderen unterschied. Eine kurzer Eröffnungskampf mit unentschiedenem Ausgang, ausgetragen im Jahr 200 v. Chr., hatte gereicht, um das klarzumachen. Fünf Jahrhunderte und mehr waren seit der Zeit des Romulus vergangen – und dennoch haftete den Römern, so der Eindruck ihrer Gegner, etwas von der schaurigen Qualität von Kreaturen an, die vom Mythos ausgebrütet waren. Als die Makedonier ihre Toten vom Schlachtfeld bargen, waren sie völlig entsetzt von dem Gemetzel, das sich dort abgespielt haben musste. Von römischen Schwertern verstümmelte, zerstückelte Leichen hatten die Erde mit Blut getränkt. Arme mitsamt Schulter, abgeschlagene Köpfe, in stinkenden Pfützen schwimmende Eingeweide: Alles zeugte von einem Ausmaß an Gewalttätigkeit, das mehr tierisch als menschlich war. Man kann es den Makedoniern nicht verdenken, dass sie an jenem Tag »angesichts der Art von Waffen und dem Menschenschlag, dem sie sich entgegenstellen mussten«, in Panik gerieten.<sup>2</sup> Die Angst vor Werwölfen war schließlich für zivilisierte Völker etwas völlig Normales. Die Wolfsnatur der Römer, die Andeutung von Klauen unter ihren Finger-

nägeln und das gelbe Glitzern in ihren Augen, war etwas, das die Völker im Mittelmeerraum und darüber hinaus als Tatsache hinzunehmen gelernt hatten. »Sie geben ja selbst zu, dass ihre Gründer mit der Milch einer Wölfin genährt wurden!« So der verzweifelte Schlachtruf eines Königs, bevor auch sein Reich dem Untergang anheimfiel. »Was kann man anderes erwarten, als dass sie alle in der Brust das Herz eines Wolfs haben. Ihr Blutdurst und ihre Habgier sind unersättlich. Ihre Gier nach Macht und Reichtümern kennt keine Grenzen!«<sup>3</sup>

Naturgemäß sahen die Römer die Sache etwas anders. Sie waren überzeugt, dass die Götter selbst ihnen die Herrschaft über die Welt in die Hand gegeben hatten. Der römische Genius war geschaffen, um zu herrschen. Natürlich gab es andere, die auf anderen Gebieten Herausragendes leisteten. Wer konnte es beispielsweise mit den Griechen aufnehmen, wenn es um die Bearbeitung von Bronze oder Marmor, die Erkundung der Sterne oder die Abfassung von Sexhandbüchern ging? Die Syrer waren hervorragende Tänzer; die Chaldäer brillierten als Sterndeuter, und die Germanen als Leibwächter. Aber nur das römische Volk verfügte über die Gaben, die nötig waren, um ein Weltreich zu erobern und an der Macht zu bleiben. Was sie vollbracht hatten, hatte keine Argumente nötig. In der Kunst, die Unterdrückten zu verschonen und die Hochmütigen zu vernichten, konnte ihnen keiner das Wasser reichen.

Die Wurzeln dieser Größe, davon waren sie überzeugt, reichten zurück bis zu ihren frühesten Anfängen. »Das Wesen Roms liegt in den alten Gebräuchen der Stadt und in der Qualität ihrer Männer begründet.«<sup>4</sup> Von Anbeginn war der Maßstab für die Tapferkeit der Stadt die Bereitschaft ihrer Bürger, alles für das Gemeinwohl zu opfern – auch ihr Leben. Als Romulus um seine Gründung eine Mauer gebaut und eine Furche – das *pomerium* – gezogen hatte, um alles innerhalb dieses Bereichs als dem Jupiter, König der Götter, geweihten Boden zu heiligen, da wusste er, dass mehr nötig war, um Rom wahrhaft unüberwindbar zu machen. Remus, sein Zwillingsbruder, hatte sich bereitwillig selbst als Menschenopfer dargebracht. Er übersprang die Grenze und wurde mit einem Spaten erschlagen; »und dadurch, mit seinem Tod, hatte er die Befestigungen der neuen Stadt eingeweiht.«<sup>5</sup> Die Uerde, der erste Mörtel zur Errichtung Roms, war gedüngt mit dem Blut des Sohns des Kriegsgottes.

Remus war der Erste, der sein Leben hingab für das Wohl der Stadt – und natürlich nicht der Letzte. Fünf Könige folgten Romulus auf dem römischen Thron nach; und als der sechste, Tarquinius der Stolze, sich als grausamer

Tyrann entpuppte, der seinem Beinamen nur allzu gerecht wurde, setzten seine Untertanen ihr Leben aufs Spiel und empörten sich gegen ihn. Im Jahr 509 v. Chr. wurde die Monarchie ein für allemal abgeschafft. Der Anführer der Rebellion, Brutus, ein Neffe des Tarquinius, nötigte das Volk von Rom, einen kollektiven Eid zu schwören, »dass sie es niemals mehr einem Mann allein erlauben würden, in Rom zu herrschen«. Von diesem Zeitpunkt an war »König« das verpönte Wort in ihrem politischen Vokabular. Nun waren sie nicht länger Untertanen, sondern sie galten als *cives*, »Bürger«. Endlich stand es ihnen frei zu zeigen, was in ihnen steckte. »In der nun folgenden Zeit fingen alle an, sich hervorzutun und ihre geistigen Fähigkeiten freier zu entfalten. Einem Alleinherrscher ist ja der Tüchtige stets verdächtiger als der Untaugliche, und immer ist ihm fremdes Verdienst Grund zu Befürchtungen.«<sup>6</sup> In einer Stadt, die vom eifersüchtig-argwöhnischen Blick des Monarchen befreit war, war es nicht mehr nötig, die Sehnsucht der Bürger nach Ruhm zu verbergen. Nun war der Ruhm des römischen Volkes der Maßstab wahren Erfolgs. Wollte er nicht die Verachtung seiner Mitbürger auf sich ziehen, war noch der niedrigste Bauer verpflichtet, seine Aufgaben als Bürger zu schultern und sich als Mann – als *vir* – zu beweisen.

*Virtus*, die Qualität eines *vir*, war das höchste römische Ideal: diese glänzende Verschmelzung von Tatkraft und Mut, in der die Römer selbst ihre größte Stärke sahen. Dem pflichteten sogar die Götter bei. Im Jahr 362 v. Chr., eineinhalb Jahrhunderte nach dem Sturz von Tarquinius dem Stolzen, ereignete sich im Zentrum Roms ein grauenhaftes Omen. Unterhalb des Palatin, auf dem gepflasterten Platz des sogenannten Forums, tat sich eine gähnende Erdspalte auf. Nichts hätte geeigneter sein können, um die Herzen der Römer in Angst und Schrecken zu versetzen. Das Forum war Dreh- und Angelpunkt des Lebens der Bürger. Hier richteten Staatsmänner ihre Reden an das Volk, hier sprachen Magistrate Recht, hier verkauften Händler ihre Waren, hüteten Jungfrauen, die dem Dienst der Vesta, Göttin des Herdfeuers, geweiht waren, eine ewige Flamme. Dass sich an einem für das römische Leben so fundamental bedeutsamen Ort ein Tor zur Unterwelt auftat, kündigte eindeutig Fürchterliches an: den Zorn der Götter.

Und tatsächlich – ein Opfer wurde gefordert: »Das Kostbarste, was Ihr besitzt.«<sup>7</sup> Und was war Roms kostbarster Besitz? Die Frage hatte allgemeines Kopfzerbrechen zur Folge – bis schließlich ein junger Mann namens Marcus Curtius das Wort ergriff. Mannhaftigkeit und Mut, so seine Worte an seine Mit-

bürger, seien die größten Reichtümer, die das römische Volk besitze. Und dann bestieg er in voller Rüstung sein Pferd, gab ihm die Sporen und stürmte auf den Abgrund zu. Galoppierte über den Rand. Und er und sein Pferd stürzten zusammen in die Tiefe. Wie nicht anders zu erwarten, schloss sich der Spalt. Ein Teich und ein einzelner Olivenbaum blieben zurück, die den Ort markierten und die Erinnerung an einen Bürger bewahrten, der sich geopfert hatte, damit seine Mitbürger weiterlebten.

Das römische Volk hielt dieses Ideal des Gemeinwohls so hoch, dass der entsprechende Begriff – *res publica* – als Kürzel für seine gesamte Regierungsform diente. Es inspirierte die brennende Sehnsucht des einzelnen Bürgers nach Ehre, seine Entschlossenheit, Körper und Geist im Schmelztiegel von Widrigkeiten zu erproben und aus jeder Feuerprobe triumphierend hervorzugehen. Verbunden damit war ein eisernes Pflichtbewusstsein. Für die Nachbarn der Republik waren die Folgen durchweg verheerend. 200 v. Chr., als die Makedonier zum ersten Mal die wölfische Wildheit kennenlernten, derer die römischen Legionen fähig waren, war Rom bereits die Herrin des westlichen Mittelmeerraums. Zwei Jahre zuvor hatten Roms Truppen der einzigen Macht, die sich angemaßt hatte, ihr diesen Rang streitig zu machen, den finalen Schlag versetzt: Karthago, ein Zentrum von Handelsfürsten an der Küste Nordafrikas. Roms Sieg war ein epochaler Triumph gewesen. Der tödliche Kampf zwischen den beiden Städten hatte sich in wechselnder Intensität über mehr als sechzig Jahre hingezogen. Der Krieg war bis vor die Tore der Stadt Rom selbst vorgedrungen. Italia schwamm in Blut. »Die ganze Welt erbebte, vom Kriegsgeräusch erschüttert.«<sup>8</sup> Letztlich aber, nach einer Zeit der Prüfung, die jedes andere Volk dazu getrieben hätte, inständig um Frieden zu betteln, waren die Sieger aus dem Geschehen so kampfgestählt hervorgegangen, als bestünden sie gänzlich aus Eisen. Es konnte von daher auch nicht überraschen, dass selbst die Erben Alexanders des Großen es nicht schafften, sich den Legionen zu widersetzen. Ein König nach dem anderen im Bereich des östlichen Mittelmeers war vor den römischen Magistraten in die Knie gezwungen worden. Im Vergleich zu einer freien, disziplinierten Republik war die Monarchie offensichtlich in einen beträchtlichen Rechtfertigungszwang geraten. »Unsere Gefühle werden von unserem Geist beherrscht.« Das teilte man den Gesandten eines besiegten Königs mit strengem Ernst mit. »Dieser ändert sich nie – gleichgültig, was uns das Schicksal beschert. Widrigkeiten ist es nicht gelungen, uns zu bedrücken, und genauso wenig wurden wir von Erfolg aufgeblasen.«<sup>9</sup>